

"Mit jedem Schnitt entscheide ich, das Messer in der Hand, wie
ein Chirurg"

Regina Baertschi, Cutterin

Von Maja Wicki

"Von aussen gesehen hat mein Beruf wenig Prestige, ich weiss. Für die Qualität eines Films hat er jedoch die gleiche Bedeutung wie etwa Kamera oder Ton. Damit er aufgewertet würde, denke ich, müssten andere ein wenig von ihrem Prestige abgeben, im Sinn eines Ausgleichs". Regina Baertschi wirkt sehr ruhig, sehr nachdenklich. "Solange Hierarchien stur gehandhabt werden, bleiben Cutterinnen untergeordnet, auch wenn ich mich nicht so fühle. Mit jedem Schnitt entscheide ich, das Messer in der Hand, wie ein Chirurg".

Regina Baertschi ist mitten unter "Gielen" aufgewachsen, in Bern, hat dort das Gymnasium Typus C besucht und Matura gemacht, als eine von drei Schülerinnen unter sechzig Schülern. Sie wurde Primarlehrerin und unterrichtete während eineinhalb Jahren halbezeitlich; die restliche Zeit benutzte sie, um an der Kunstgewerbeschule Bern einen Filmkurs zu besuchen.

"Das Filmland ist ein Männerland, traditionellerweise". Während vier oder fünf Jahren arbeitete sie bei kleineren Produktionen als Skript, bei schweizerischen und europäischen. Einmal war sie in dieser Funktion bei einer japanischen Grossproduktion hier in der Schweiz mit dabei, "eine spannende Arbeit", sagt sie, "eine verantwortungsvolle". Sie wehrt sich dagegen, dass die Arbeit der Script als "Freundinnenjob" heruntergemacht werde. Ihr ging

es darum, alle handwerklichen Abläufe kennenzulernen.

[Seit dem Schulabschluss hatte sie sich um Schnittassistenten bemüht. Sie brauchte merkwürdig lange, um sich durchzusetzen, aus verschiedenen Gründen, vermutet sie. Ein Hauptgrund möge sein, dass sie "zu massiv" gewirkt habe. Zu massiv? Ich schaue die besonnene, schmale Frau zweifelnd an; mit ihren dreiunddreissig Jahren wirkt sie alles andere als "massiv". "Ich meine zu kompetent, bevor ich es war", korrigiert sie sich mit einem Lächeln. "Ich mochte mir keine Berufsbezeichnung zulegen, bevor ich wirklich drauskam".

[Regina Baertschi scheint sich selbst, ihre Wünsche und Fähigkeiten gut zu kennen. Nie hätte sie für einen Film voll verantwortlich sein wollen, erklärt sie, die Möglichkeiten hätten sie erschlagen. Als Cutterin sei ihr ein Rahmen vorgegeben, formal, inhaltlich und zwischenmenschlich. Genau das brauche sie. Sie fühle sich als "Zuträgerin" zum ganzen Projekt, das durch ihre Arbeit eine bestimmte Aussage erzeuge und Ton nach einem bestimmten Konzept treffe, dass sie damit immer auch das Konzept selbst hinterfrage.

["Früher strickte ich gern Pullover. Das ist vergleichbar, verstehst du. Ein vorgegebenes Material, dem ich eine Form gebe, mit dem ich Muster realisiere". Bei dieser Zuträgerinnenarbeit wird sie geschätzt oder geringgeschätzt, je nach Massgabe der Zusammenarbeit. Das habe nichts Frauen- oder Männerspezifisches, meint sie, zumal in den angelsächsischen Ländern zumeist Männer als Cutters arbeiteten. Wird allerdings der Lohn als Kriterium der Wertschätzung genommen, so sieht es schlecht aus. Beim Fernsehen DRS sind 240 Franken die Tagespauschale, bei Werbefilmen etwa 450 Franken. Häufig muss sie sich mit Wochenpauschalen abfinden, die bei Dokumentarfilmen zwischen 1100 und 1500 Franken ausmachen, bei Spielfilmen ^{von 1200} ~~1700~~ bis 1800 Franken.

Maximalgagen erhielt sie jedoch bis heute nie, trotz ihrer sieben bis acht Jahren Berufserfahrung. Es komme vor, gesteht sie, dass Männer höhere Löhne erreichten, weil sie darauf beständen, weil sie ihre Mitarbeit davon abhängig machten. Also doch eine frauenspezifische Benachteiligung?

Regina Baertschi mag das nicht so sehen. Seit ihrer Gymnasiumzeit wehre sie sich dagegen, dass es geschlechterspezifische Benachteiligungen gebe; man müsse wissen, was man wolle. Sie wolle mit wenig Geld auskommen können. Bis zum vergangenen Jahr hätte sie versucht, mit monatlich 2000 Franken auszukommen. Das genüge nun allerdings nicht mehr, nun müsse sie mit 3000 rechnen können. Alles sei teurer geworden; insbesondere das Wohnen. Jahrelang habe ihr Mietanteil in einer WG 500 Franken ausgemacht.

Den grossen Nachteil freiberuflicher Tätigkeit sieht Regina Baertschi darin, dass, "wenn es schlecht läuft, man schlecht nein sagen kann". Cutting ist nicht gleich Cutting; bei Video-Produktionen zu arbeiten ist viel anstrengender als beim Film. Während sie sich bei der Filmarbeit noch viel bewegt, sitzt sie beim Videoschnitt

steif in der gleichen Haltung vor dem Bildschirm. Zusätzlich ruiniert die Bildschirmarbeit die Augen. Regina Baertschi ^{hat, wie andere Kolleginnen auch,} ~~hat eine chroni-~~
^{unfer} ~~sche~~ Bindehautentzündung. Sie hebt die Schultern. "Ich möchte bei meinem Beruf bleiben. Neue Techniken lernen, bei Stereo- und Dolbystereo-Aufnahmen den Schnitt machen, das heisst bei Stereo war ich beim Fernsehen schon dabei. Ich wünsche mir, bei längeren Dokumentarfilmen mitzuarbeiten. Vermehrt in Projekte integriert zu werden, von den Anfängen an, wie jetzt zum Beispiel beim Film von Felix Tissé ^{und Dieter Fahrner}, der vorläufig "Haut und Haar" heisst. Eben

haben die Dreharbeiten begonnen, und gleichzeitig habe ich mit dem Schneiden begonnen. So zu arbeiten ist gut".

Wenn Regina Baertschi nicht arbeitet, ist sie am liebsten an der frischen Luft. "Wahrscheinlich wie alle, die ständig in verdunkelten Räumen arbeiten", sagt sie und hebt wieder leicht die Schultern. Sie liebt den Garten im Kirchenfeld, wo sie wohnt, sie liebt die Berge.

Unwillkürlich kommen wir auf die Frage der niederen Entlohnung zurück, auf die Differenz zwischen ihrem Lohn als Cutterin und dem ^{Lohn} zum Beispiel - eines Kameramanns. "Obwohl beide einen gleich unentbehrlichen Beitrag zum Gelingen des Films leisten, spricht das Geld eine unmissverständliche Sprache. Wäre Cutting bei uns nicht ein Frauenberuf, sondern ein Männerberuf, die Ansätze entsprächen mit Sicherheit einer höheren Lohnstufe".